

reich lernen“ (4. Serie, 1847, 66). Es ist überaus beachtlich, wie wirksam Wichern die Fliegenden Blätter als Kommunikationsorgan nutzte und vor allem, welchen Grad an nationaler und internationaler Vernetzung er damit erreichte.

„Der Zweck der Erbauung im gewöhnlichen Sinne ist gänzlich ausgeschlossen“ (ebd.). Sie sind im Gegenteil angefüllt mit Zahlen, Fakten und Namen. Hierin liegt auch der Grund, daß die Fliegenden Blätter über eineinhalb Jahrhunderte hinweg immer noch unser Interesse wecken können. Damit erhalten sie für uns heute den Rang einer überaus wichtigen Geschichtsquelle. Ihre Bedeutung wurde auch bereits 1849 dadurch erheblich vergrößert, daß sie ab diesem Zeitpunkt als formelles Organ des Central-Ausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche firmierten. Obwohl ihre Auflage in dieser Zeit bereits auf etwa 3.000 Exemplare anstieg, sind heute nur noch sehr wenige vollständige Ausgaben erhalten. Aufgrund ihres Alters und des Erhaltungszustands sind sie oftmals mit Kopierverbot belegt. Das hat mit dazu geführt, daß diese einzigartige Quelle für die Geschichte der Diakonie und der ökumenischen Beziehungen sowie generell für die Sozialgeschichte v.a. des 19. Jh. noch nicht adäquat ausgewertet wurde. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß sich das Diakonische Werk der EKD – namentlich Ernst Petzold und Helmut Talazko – daran gemacht hat, die Fliegenden Blätter als Reprint herauszugeben. Das Ergebnis des Nachdrucks kann sich sehen lassen. Wer das Original kennt, weiß die gute Druckqualität und die fadengeheftete Broschur des Reprints zu schätzen. Vorgelegt werden in fünf Bänden die ersten sieben Serien der Fliegenden Blätter aus den Jahren 1844–1850. Der wissenschaftlichen Forschung weit über Deutschland hinaus ist damit ein großer Dienst erwiesen. Bleibt zu hoffen, daß sich die eingeschränkte Bezugsmöglichkeit (s.o.) nicht hinderlich auswirkt.

Heidelberg

Volker Herrmann

Wolf, Hubert (Hrg.): *Antimodernismus und Modernismus in der katholischen Kirche*. Beiträge zum theologiegeschichtlichen Vorfeld des II. Vatikanums (= Programm und Wirkungsgeschichte des II. Vatikanums 2), Paderborn (Schöningh) 1998, 397 S., brosch., ISBN 3-506-73762-7.

Der Sammelband vereinigt Arbeiten von Claus Arnold, Manfred Eder, Friedrich Wilhelm Graf, Peter Hünermann, Karl Hausberger, Anton Landersdorfer, Markus Ries, Thomas Ruster, Uwe Scharfenecker, Herman H. Schwedt, Otto Weiß, Manfred Weillauff und Hubert Wolf und umfaßt 16 Beiträge. Im Mittelpunkt steht die Debatte zwischen Otto Weiß und Friedrich Wilhelm Graf um den Modernismus und um das Verhältnis von Modernismus und II. Vatikanum. Das Vorwort des Herausgebers datiert „90 Jahre nach der Veröffentlichung des Dekrets ‚Lamentabili‘“, mit dem das Hl. Offizium am 3. Juli 1907 65 „errores modernistarum“, zusammenstellte, voran solche des in der Präambel neben George Tyrell, Edouard Le Roy, Ernest Dimnet und Albert Houtin genannten Franzosen Alfred Loisy (1857–1940), bevor die Enzyklika „Pascendi dominici gregis“ vom 8. September 1907 eine Vielzahl teilweise heterogener philosophischer, bibelkritischer, dogmatischer und reformkatholischer Lehren verwarf: „Philosophiae religiosae fundamentum in doctrina illa modernistae ponunt, quam vulgo agnosticium vocant“ (DS 3475). 1910 verlangte Pius X. durch das Motuproprio „Sacrorum antisites“ von jedem katholischen Theologen den „Antimodernisteneid“. Nur dieser Konflikt mit dem römischen Lehramt konstituierte die Gemeinsamkeit des Modernismus.

Otto Weiß, der hier mit der Skizze „Sicut mortui. Et ecce vivimus“. Überlegungen zur heutigen Modernismusforschung“ (42–63) und mit dem Aufsatz „Der katholische Modernismus. Begriff – Selbstverständnis – Ausprägungen – Weiterwirken“ (107–139) zu Wort kommt, hat in seinem Buch „Der Modernismus in Deutschland“ von 1995 einen weiten Modernismusbegriff vertreten und faßt den Modernismus hier auf als „eine spezifische Ausprägung der Begegnung von Kirche und Theologie mit dem neuzeitlichen Denken“ (60f.), um zugleich „die Kontinuität des Antimodernismus“ festzustellen, „der überall dort ‚Modernisten‘ aufspürte, wo Theologen nicht der Neuscholastik und dem römischen rationalistischen Objektivismus folgten“ (62), des-

gleichen aber auch „die Kontinuität einer im weitesten Sinne modernen oder modernistischen Theologie, die der ‚religiösen Verinnerlichung‘ den Vorrang vor allen dogmatischen Festlegungen oder öffentlich-politischen Selbstdarstellungen des Katholizismus gewährte“ (62). In diese Kontinuität gehören dann auch Janse- nismus und katholische Aufklärung und das II. Vaticanum als (vorläufiger?) Kul- minationspunkt des Modernismus. Weiß hält auch in seinem zweiten Beitrag an einem sehr weiten Modernismusbegriff fest und bindet diesen zunächst an „Pascendi“, weil man von den lehramtlichen Äuße- rungen ausgehen müsse, bezieht dann aber das Selbstverständnis derer ein, die sich als „Modernisten“ bezeichneten. Hier knüpft er an Tyrell an, dessen Modernis- mus gegenüber dem weiten Modernis- musbegriff der lehramtlichen Verurtei- lungen eingeschränkter sei und den Weiß in drei Kriterien zusammenfaßt: 1. Ernst- nehmen von Geschichtlichkeit, 2. Betou- nung der Subjektivität im Sinne der neu- zeitlichen Wendung zum Menschen und 3. Subjektivität in der Glaubensbegrün- dung. Das II. Vaticanum betreffend behauptet er keine direkte Kausalbezie- hung, stellt aber bedeutende inhaltliche Übereinstimmungen fest: „Als moderni- stische Themen begegneten uns: das Ernstnehmen von Geschichte und Ge- schichtlichkeit, damit verbunden die hi- storisch-kritische Methode in der Theolo- gie; die neuzeitliche Hinwendung zur Subjektivität; die Betonung von Verant- wortung, Gewissen, Mündigkeit, insbe- sondere der Laien; die Infragestellung rein rationaler Erkenntnis übernatürlicher Glaubenswahrheit, der Glaube an die Möglichkeit religiöser Erfahrung – auch außerhalb der Kirche, der Hinweis auf die Glaubenserfahrung in der Gemeinde; das Bild einer offenen Kirche, in der Bischöfe und Papst in Gemeinschaft Diener der christlichen Gemeinde darstellen; ein um- fassender, weiter Katholizismusbegriff und Ansätze zur Ökumene. All diese The- men brechen beim Zweiten Vatikanum er- neut auf“ (136). Am Schluß zieht er mit Walter Hoeres (1996) die Kontinuitäts- linien von Modernismus und Antimoder- nismus über das II. Vaticanum hinaus.

Friedrich Wilhelm Graf, der 1996 das Buch von Otto Weiß in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ kritisch rezensierte, nimmt diesen Faden in seinem Beitrag „Moderne Modernisierer, modernitäts- kritische Traditionalisten oder reaktionä- re Modernisten? Kritische Erwägungen zu Deutungsmustern der Modernismus-

forschung“ (67–106) auf. Er nennt die Modernismus-Konzeption von Otto Weiß „eine katholische Variante der ‚whig interpretation of history‘“ (69), fragt sinnvol- lerweise zunächst nach der Begriffsge- schichte (70–76) – zu ergänzen wären ledig- lich (zu 71) die „Devotio Moderna“ und (zu 72) die „Querelle des Ancients et Modernes“ im Frankreich Ludwigs XIV. (dazu J. Schlobach, Zyklentheorie und Epochenmetaphorik, München 1980, 226–303) –, bringt im Abschnitt „Antili- berale ‚Modernisten?‘“ (98–105) den Hin- weis auf „parallele theologische Entwick- lungen im deutschen Protestantismus“ (98) und vermittelt hochinteressante Ein- blicke in die Verlagspolitik des Eugen Die- derichs-Verlags. Wichtig ist der Hinweis: „Für den Protestantismus bedeutete Weiß’ Konstruktion, daß die zwischen 1884 und 1888 geborenen nachliberalen Krisentheologen Karl Barth, Rudolf Bult- mann, Friedrich Gogarten, Emanuel Hirsch und Paul Tillich zu direkten, un- mittelbaren Erben von kulturprotestan- tischen Bürgertheologen wie Ernst Troeltsch oder Adolf von Harnack erklärt werden“ (98). Graf tritt für eine „konf- sionsübergreifende, komparatistische Theologiegeschichtsschreibung“ (77) und für „radikale Historisierung der theolo- gischen Modernismen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts“ (79) ein und fragt kritisch nach der Modernität der Mo- dernisten und dem Konservativismus ih- rer antimodernistischen Gegner, wobei kein Platz mehr für Kontinuitätsbrücken bleibt: „Die Antithesen und Oppositions- begriffe, mit denen in vielen neueren Mo- dernismus-Studien operiert wird, erzeu- gen falsche, liberal-dogmatische Eindeu- tigkeiten. Es ist Ausdruck sterilen Schub- ladenedenkens, wenn den Liberalen alle Ehrentitel progressiver Modernität zuer- kannt werden und für die Konservativen nur die Rolle dummer römischer Tradi- tionsbewahrer und Apologeten des Mit- telalters reserviert bleibt“ (83).

Peter Hünermann fragt in seiner „Kriti- schen Nachlese“ nach „Antimodernismus und Modernismus“ (367–376) und kommt nicht nur für den Modernismus zu dem grobschlächtige Kontinuitätskon- struktionen verneinenden Ergebnis, daß „die Rede von einem sich durchhaltenden Modernismus (...) unangebracht“ (367) sei. Vielschichtig ist auch sein Urteil über den Antimodernismus: „Römischer Anti- modernismus ist nicht einfach Traditiona- lismus, er ist auch nicht identisch mit dem modernen gesellschaftlich-politischen Konservativismus. (...) Antimodernis-

mus ist eine Denk- und Verhaltensweise der römischen Kurie, die durch ein theologisches und kirchenpolitisch-pragmatisches Moment zu charakterisieren ist: das jeweilige theologische Moment besteht in der Nicht-Unterscheidung von Glauben und weltbildlicher Glaubensgestalt; das kirchenpolitisch-pragmatische Moment besteht in dem Versuch, eine unbedingte Anerkennung der weltbildlichen Glaubensgestalt mit kanonistischen Mitteln in der Kirche durchzusetzen“ (371). Damit erscheint auch der römische Antimodernismus als „eine moderne Denk- und Verhaltensweise sui generis“ (374). Nur von daher sei es sinnvoll, „von modernistischen Ansätzen über die ganze Breite des 19. und 20. Jahrhunderts zu sprechen“ (375).

Der Band bietet für alle an einer „konfessionsübergreifenden, komparatistischen Theologiegeschichte“ im Sinne Grafs, denen sich auch der Rezensent als Historiker und Theologe zugehörig weiß, außerordentliche Anregungen.

Köln

Harm Kluetting

Weitlauff, Manfred (Hrsg.): *Joseph Bernhart: Tagebücher und Notizen 1935–1947*, Weissenhorn (Anton H. Konrad Verlag) 1997, 13, 831 S., geb., ISBN 3-87437-839-2.

Es war Joseph Bernhart nicht vergönnt, seine „Erinnerungen“ zu Ende zu schreiben. Man mag dies bedauern, vor allem seitdem deren Edition durch Manfred Weitlauff vorliegt. Doch es ist sicher ein Trost, daß nun derselbe Herausgeber „die Tagebücher und Notizen“ Bernharts aus den Jahren 1933 bis 1947 der Öffentlichkeit übergeben hat, ergänzt durch unveröffentlichte Manuskripte und Dokumente zum Leben und Wirken Bernharts.

Die Aufzeichnungen Bernharts lassen sich in drei bis vier Gruppen gliedern. Da sind zunächst Aphorismen, Gedanken splitter, weitergedachte Lesefrüchte, gedankliche Vorstufen zu späteren Veröffentlichungen, etwa über das „Dämonische“, wobei sich Schritt für Schritt verfolgen läßt, wie dieser Begriff sich ausformt und allmählich die endgültige Gestalt annimmt. Manche Gedanken leuchten auf wie Edelsteine, andere verblühen durch ihre einfache Wahrheit (etwa wenn es heißt, es sei besser sich falsch zu entscheiden als gar nicht), wieder andere verraten mehr von der innersten Überzeugung Bernharts als viele seiner offiziellen Schrif-

ten, so wenn er bemerkt, daß das Volk am eifersüchtigsten im Priester den Zölibatär überwache, und dann anfügt, daß manche Tugend, die es an seinen Priestern vermisse, gerade der Ehelosigkeit zum Opfer falle, denn „nicht viele Männer überstehen sie ohne Schaden“. Auch sonst fällt manches Ungewöhnliche auf. Dazu gehört die damals in katholischen Kreisen kaum übliche Beschäftigung mit Schelling. Mag sein, daß die Gemeinsamkeit des Schicksals Bernhart zu Schelling führte, doch sein Weg geht weiter zu den Schriften Schellings, besonders zur „Philosophie der Mythologie“, die damals sonst kaum von Katholiken bedacht wurde.

Eine zweite Gruppe von Notizen beziehen sich auf den konkreten Alltag, auf die umgebende Natur, auf die Menschen, die Bernhart begegnen und denen er begegnet. Manches ist ungewohnt, aber um so echter, da es nicht erst durch den Filter der Veröffentlichung gegangen ist. Dazu gehört, was die Gesprächspartner Bernharts äußern, so Romano Guardini, der sich riesig darüber freut, daß die Alleinherrschaft der Scholastik zu Ende geht. Ein Schwerpunkt der von Bernhart überlieferten Alltagsgeschichte betrifft die Ereignisse des Kriegsendes und dessen was danach kam, so wie es Bernhart in seiner kleinen Heimatgemeinde erlebte. Man muß es dem Herausgeber danken, daß er nicht der Versuchung erlag, das, was Bernhart damals erlebte und in Worte faßte, nur selektiv wiederzugeben und etwa „antisemitische“ Äußerungen auszulassen. Auch wenn man da und dort anderer Ansicht sein mag, was bei diesen Aufzeichnungen besticht, ist daß Wissen Bernharts darum, daß alle Tagesereignisse, so gewöhnlich und ernüchternd sie sein mögen, über den Alltag hinausweisen. Hinter der Oberfläche spürt man die Tragik der Geschichte, auch der Heilsgeschichte, gerade dort, wo Bernhart dem Geschick des deutschen Volkes nachspürt, und die Erkenntnis leuchtet auf, daß das eigentliche Geheimnis nicht das vielbeschworene mysterium iniquitatis, sondern das Mysterium der Freiheit sei.

Ein dritte Gruppe von Notizen – und hier betritt man einen Bereich, den man behutsam, ja ehrfürchtig durchwandern sollte – betrifft das Erleben des Todes der geliebten Frau und der anschließenden Einsamkeit und Leere des alternden Mannes, ein Schicksal, das gewiß schon oft beschrieben worden ist, dessen ganzes unsagbares Weh sich aber gerade in den Notizen Bernharts mit ihrer edlen, aller lärmenden Klagen sich versagenden Sprache